

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
 Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
 Einzelne Nummer 15 Pf.
 Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
 80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
 Ausgabe für Expediteure:
 „Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
 Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
 Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
 Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

№ 43.

Sonnabend, den 24. Oktober 1891.

V. Jahrgang.

Politische Notizen. — Der saule Punkt. — Die Frau und der Sozialismus. — Produktion und Technik. — Erklärung.

Gedicht. — Novelle. — Parteitag der sozialdemokratischen Partei Deutschlands in Erfurt.

Politische Notizen.

Man wird sich der Entrüstung erinnern, welche die gutgesinnte deutsche Presse seiner Zeit gelegentlich der Wilsonskandale in Frankreich an den Tag legte. Eine ziemlich gleiche Standalgeschichte in Deutschland ist jetzt enthüllt worden, in dem Prozeß Manché. Aber diesmal schweigen die Prediger, die damals so laut waren.

Ein Fabrikant Thomas hatte theils am „Giftbaum“, theils durch Geschicklichkeit im Mehrwertheinstreichen einige Millionen erworben, für welches — oder welchen — Verdienst er einen Titel oder Orden erwartete. Seinen Schmerzen kam der biedere Rektor und Antisemit Ahlwardt zur Hilfe, der eben seinen arischen Verzweiflungskampf gegen semitische Bucherer kämpfte. Er kannte einen Herrn Kron Meyer, der sich mit „Vermittlungen“ beschäftigte. Zu diesem brachte er den verdienstvollen Mann, und dieser trägt gegen einen Sold von 5000 Mk., von denen der Rektor und Antisemit 2000 abbekommt, die Wünsche des Herrn Thomas dem Geheimen Hofrath Manché vor. Der Herr Geh. Hofrath glaubt, wenn Herr Thomas 30 000 Mk. zu sogenannten wohlthätigen Zwecken spendet, so kann er dem guten Thomas den Kommerzienrathstitel verschaffen. Herr Thomas spendet den „wohlthätigen“ Obolus von 30 000 Mk. und erwartet mit stiller Freude die Ernennung. Als ihm die Sache aber zu lange dauert, geht er zu dem hosträthlichen Menschenfreund, welcher, um die Leiden der Armuth zu lindern, den reichen Leuten Titel verschafft, und verlangt sein Geld zurück. Herr Hofrath Manché übergibt ihm 20 000 Mk. in sicheren Obligationen — die Coupons für das laufende Quartal waren abgeschnitten, die Zinsen wurden aber in Geld erlegt — und erklärt, daß er die übrigen 10 000 Mark dem Polizeihauptmann Greiff zu „wohlthätigen Zwecken“ übergeben habe, welcher wieder die Gräfin Hade, die Palastdame der Kaiserin Augusta, für den „Kommerzienrath“ interessieren soll.

Leider sind in dem Prozeß sehr viele dunkle Punkte geblieben, die durch weitere Vernehmungen leicht hätten aufgeklärt werden können. Je weiter hinauf auf der sozialen Stufenleiter wir kommen, desto zahlreicher werden diese dunklen Punkte, so daß z. B. die Gräfin Hade gänzlich in mythisches Dunkel gehüllt erscheint.

Ueber die „Nebeneinnahmen“ des Polizeihauptmanns Greiff sollen schon zu Lebzeiten des Herrn bei seinen Bekannten kaum noch Zweifel bestanden haben. Das Gehalt des Hauptmanns Greiff betrug zuletzt 4200 Mk., dazu traten dann noch 400 Thlr. Wohnungsgeldzuschuß, immerhin waren die Lebensgewohnheiten des Herrn derartig, daß sie zu diesem Einkommen in keinem Verhältnis standen. Schon die opulente Einrichtung der mit 1500 Mark ermieteten Wohnung ließ erkennen, daß Herr Greiff nicht allein auf sein Gehalt angewiesen war.

Schon in einem früheren Prozeß, dem Prozeß Reiter, hatte sich herausgestellt, daß im Zivilkabinett sich Dinge ereigneten, für die eine parlamentarische Bezeichnung schwer zu finden ist. Der Geh. Hofrath Vorl. Korrespondenzsekretär Kaiser Wilhelms I. wurde damals durch Vorklage einer beschriebenen Bisitenkarte überführt, einem Beteiligten durch Vermittelung der Schwester einer bekannten Hofdame ein ähnliches verdächtiges „Geschäft“ angetragen zu haben. Dem Bewerber hatte dasselbe zuerst 50 Thaler gelostet, und als die Vermittlerin rundweg erklärte, der Herr Hofrath habe gesagt: „Das geht nicht!“ gab er weitere 150 Mark. Der machte es also billiger, wie Herr Manché — auch hier die leidige Konkurrenz, die auch den reellsten Geschäften schadet!

Bezeichnenderweise fallen die Zeitungen meistens über den Rektor Ahlwardt her. Wir haben weder für den Mann, noch für seine Ansichten Sympathien. Aber man muß doch bedenken, daß der Unglückliche damals durch die Bucherer an den Rand der Verzweiflung getrieben war, und wenn er da schließlich zu solchen „Schlepperdiensten“ greift, so hat doch die wohlgenährte Bourgeoisemoral kein Recht, derartig über den Mann herzufallen. Daß er nachher sich weiß zu waschen sucht, ist doch schließlich auch keine ausschließliche Eigenthümlichkeit von ihm, das ist sehr allgemein menschlich. Dieser Pharisäismus gegen Ahlwardt ist auch ein Zeichen des Sumpfes mit, der hier enthüllt wird.

Nachdem die Versuche um den Kommerzienrath misslungen sind, weil es Herrn Thomas zu lange dauerte, weiß ihn Ahlwardt wenigstens zu trösten, indem er ihm den Kronenorden verschafft. Er sammelt Unterschriften von Mitbürgern des verdienstvollen Mannes zu einer Petition, die auch von Erfolg gekrönt ist.

Aber es kommt noch besser.

Ein Zeuge Louis Cohen, vorgeladen, um den Nachweis zu führen, daß die Gräfin Hade mit dem Polizeihauptmann Greiff in Verbindung gestanden habe, erzählt, daß er seiner Zeit Agent des Staatsministers a. D. (Finanzminister von 1879—82) Bitter gewesen sei. Der Minister habe sich in Buchererhänden befunden und zur Auseinandersetzung mit den Bucherern des Zeugen Hilfe benutz. Minister Bitter habe sich, als er nicht mehr im Amte war, auch vielfach mit der Vermittlung von Titeln und Orden beschäftigt und zu diesem Zweck mehrfach Gelder zugewiesen erhalten. Er habe dem Zeugen wiederholt zu verstehen gegeben, daß Polizeihauptmann Greiff und die Palastdame Gräfin Hade der richtige Weg seien, solche Gesuche zur Erfüllung zu bringen. Er habe auch wiederholt erfahren, daß Bitter Geld zur Verwendung für mildthätige Stiftungen aus Anlaß solcher Gesuche erhalten habe; er entsinne sich eines Falles, in welchem Bitter ihm eine Summe von 20 000 Mark, welche er auf diese Weise erhalten, zur Bezahlung eines Wechsels überwiesen habe. Der Zeuge behauptet auch, daß er mehrmals Geld zu Greiff gebracht, und daß dieser ihm einmal gesagt habe, er müsse noch mehr Geld für die Gräfin Hade und die Kaiser Wilhelmsstiftung haben.

Ein Berichterstatter der „Volkszeitung“ behauptet gelegentlich des Prozesses sogar, daß Minister Bitter auch während seiner ministeriellen Thätigkeit „Personen, denen er gewogen war, Vergünstigungen habe zu Theil werden lassen, die der altpreussischen Tradition der Beamtenbeförderung nicht entsprachen.“

Wir können nicht besser schließen, als indem wir die Auslassung eines bürgerlichen Blattes, der „Voss-Zeitung“, hier abdrucken:

„Wenn aber in diesem Verfahren jedenfalls eine unentschuldbare Thätigkeit des Herrn Manché gewiß, ja selbst ein unwürdiges Gewerbe des früheren Finanzministers Bitter wahrscheinlich gemacht wurde, so fragt man eriaunt, wie abgestumpft die sinnlichen Empfindungen unter der Herrschaft des Fürsten Bismarck vielfach wurden, wenn solche Dinge vorkommen konnten. Die Befehung einer Berliner Professur mit einem vielgenannten Manne, die Verwendung des Weisensfonds, die Fideikommissstempel-Erlasse, die Prozesse Manché und Reiter über Orden- und Titelgeschacher und manche ähnliche Dinge erinnern nur zu sehr an das „gächis“, den Morast, von dem man unter dem französischen Kaiserthum sprach, und die Nation ist zufrieden, daß endlich ein neuer Kurs genommen wurde, unter dessen Herrschaft Nepotismus, Gevatterchaftswesen und Günstlingswirtschaft hoffentlich nie wieder ihr Haupt erheben dürfen.“

„Moral des französischen Kaiserthums,“ „Nepotismus, Gevatterchaftswesen und Günstlingswirtschaft“ — das sagt man im Bürgerthum anderthalb Jahre nach Beendigung des Regimes Bismarck!

— Ueber das Ergebnis der Landtagswahlen im Königreich Sachsen liegen nunmehr ausführliche Ziffern

vor. Danach ist die Btheiligung an der Landtagswahl dieses Mal etwa ein Drittel stärker gewesen als bei der früheren Wahl. Von der Gesamtzahl entfallen auf die Sozialdemokratie 35 650, gegen die frühere Wahl ein Mehr von 17 370 Stimmen, auf die konservative Partei 35 250 (mehr 8900), auf die freisinnige Partei 13 600 (mehr 950) und auf die nationalliberale Partei 12 750 (mehr 3900). Die stärkste Partei ist nach diesen von der „Leipz. Ztg.“ veröffentlichten Zahlen zufolge die Sozialdemokratie, wiewohl in Betracht kommt, daß alle Wähler, welche nicht drei Mark Staatssteuer zahlen, also die Wähler mit weniger als 600 Mark Einkommen von der Wahlberechtigung ausgeschlossen sind, ein Umstand, der sich gerade in dieser schlechten Zeit geltend machte, wo die Einkommen tiefer stehen, wie sonst, bei allgemeinem Stimmrecht mithin die Ueberlegenheit der Sozialdemokratie eine noch weit größere wäre. Auch jetzt ist die Stimmenzahl derselben um 95, derjenige der nationalliberalen Partei nur um 40, die der konservativen Partei um 33 und die der freisinnigen Partei um 8 pCt. gewachsen.

Unser Bruderorgan in Leipzig schreibt dazu:

Das Landtagswahlergebnis ist ein schweres Urtheil für die Kartellparteien. Sieben Mandate hat die Sozialdemokratie von den neu zu vergebenden dreißig, trotz Zensurwahl und Beamtenhilfe davongetragen; vier wieder erobert und drei neue gewonnen. Außerdem ist die Stimmenzahl der Sozialdemokratie in allen Kreisen mächtig gewachsen, so daß mit nur wenigen Stimmen Minorität unsere Kandidaten z. B. in Plauen i. B. und Glauchau unterlegen sind. In letzterem Kreise beträgt die Minderheit gar nur 27 Stimmen.

Wenn sich bewahrheitet, was uns über vorgekommene Unregelmäßigkeiten bei der Glauchauer Wahl berichtet wird, muß ein Protest zur Umstößung derselben führen. Dann ist ein neuer Sieg der Sozialdemokratie in jenem Kreise sicher.

Ueber hundert Prozent gewann unsere Partei an Stimmen gegenüber der letzten Wahl in denselben Wahlkreisen. Das ist ein sprechender Protest gegen die Unversrorenheit, welche einzelne Kartellkandidaten und das „Leipziger Tageblatt“ bezüglich der Verschlechterung des Wahlrechts an den Tag legten. Bestände für die Landtagswahl das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht — durch die kuriosesten Stimmzettel wurde in einzelnen Kreisen das Wahlgeheimniß seitens der Kartellbrüder durchbrochen — mit Sicherheit wäre eine noch größere Anzahl gegnerischer Abgeordneter aus dem Landtage hinausgeflogen.

Stärkten sie sich übrigens nicht gegenseitig, dann hätte schon jetzt die Sozialdemokratie als stärkste Partei im Lande mit die Mehrheit der Mandate erhalten — noch einmal: Trotz Zensurwahl und Beamtenhilfe.

Die Aufforderungen der Kartellblätter, das Beamtenthum solle helfend eingreifen, sind vielfach befolgt worden. Gemeinbediener vertheilten Stimmzettel für die Kandidaten der Kartellparteien, Gensdarmen behandelten unsere Stimmzettelvertheiler in solcher Weise, daß schreiende Beschwerden bei den vorgesetzten Behörden erhoben werden mußten, Wahlvorstände wagten es, den Stimmzettelvertheilern das Betreten des Hauses, in welchem die Wahl stattfand — es war ein Gasthof — zu verbieten und dergleichen mehr.

Nichts fruchtete jedoch alles das! Der Unwille der Wähler über solche Dinge wuchs und sie feuerten einander an, durch die Wahl des Sozialdemokraten Protest gegen diese Dinge einzulegen. Und so mußten denn die Kartellparteien Niederlagen erdulden.

— Vor einigen Tagen fand sich in den Zeitungen eine Ente, daß Deutschland mit den Ver. Staaten einen Handelsvertrag abschließen, wonach amerikanisches Getreide in Deutschland zollfrei eingeführt werden solle. Wahr ist an der Sache, daß, wie das „Reutersche Bureau“ meldet, „Verhandlungen schweben“. Man glaube, daß dieselben noch vor Neujahr einen befriedigenden Abschluß gefunden haben werden. — Wenn hier vom 1. Januar nächsten Jahres geredet wird, so hat das seinen besonderen Grund, weil von diesem Datum dem Präsidenten der Vereinigten Staaten das Recht zusteht, auf Grund des Mc-Kinley-Gesetzes und des Fleischbeschau-Gesetzes den deutschen Zucker mit Zoll zu belegen. Es scheint demnach, als ob die Absicht Deutschlands dahin geht, den Vereinigten Staaten dieselben Vergünstigungen in Bezug auf die Getreide-Einfuhr zu gewähren, die Oesterreich-Ungarn in dem neuen Handelsvertrage zugestanden wurden, und zwar für die Gegenleistung, daß auch fernerhin der Zucker in Amerika zollfrei eingeht.

Also dem Zucker zuliebe, der Latifundienbesitzer

wegen wird man das thun, was man dem hungernden Volk zuliebe nicht hat thun mögen.

— Die französische und deutsche Regierung haben ihre Friedfertigkeit erklärt; jetzt behauptet auch Rußland, daß es den Frieden wolle. Nach einer Zusammenkunft mit Rudini, offenbar zu dem Zweck arrangirt, Italien dem Dreieck abspenstig zu machen, hat Giers gesagt:

Ich bin unermüdet gewesen in meinen Anstrengungen, den Frieden Europas aufrecht zu erhalten. Der Zar schaudert bei der bloßen Erwähnung des Wortes „Krieg“. Ich kann Sie versichern, nicht ein Bataillon wird für Angriffszwecke von einem Ort zum andern verlegt, sondern lediglich um das Reich in die Lage zu versetzen, einen Angriff von außen im ersten Augenblick zurückzuschlagen. Viel ist über die Festlichkeiten in Kronstadt gesagt worden, wenn Admiral Gervais irgend einen Eindruck mitgenommen hat, so ist es der, daß Rußland Frankreich zu keiner überleitenden Handlung verleiten werde. Ein Krieg würde populär in gewissen Kreisen Rußlands wie Frankreichs sein, aber beide Regierungen und persönlich der Zar und Gernot beugen die Ueberzeugung, daß die große Mehrheit der Bevölkerung in beiden Ländern gegen den Krieg ist.“

Die Anleihe mußte eben herein, und zu dem Zweck mußte man versichern, daß man friedlich sei.

„Der Zar schaudert bei der bloßen Erwähnung des Wortes Krieg.“ Kostbar! Er ist so zartfühlend, der arme Mann, er liebt die Menschen so, daß er beim bloßen Wort „Krieg“ schaudert! Wie hat man ihn verleumdet! Die Grausamkeiten und Martern gegen seine politischen Gegner sind natürlich erlogen; erlogen ist, daß er unglückliche Menschen in Sibirien vor Hunger, Kälte und Arbeit umkommen läßt, daß er sie in entsetzlichen Gefängnissen langsam zu Tode quält — erlogen, alles erlogen! Der arme Mann „schaudert“, wenn er so etwas bloß hört!

— Unterdeß kommt aus dem Gefängniß der Festung Schlüsselburg die Trauerkunde, daß in den Kasematten dort ein hervorragender Kampfgenosse, **V. Warynsky**, den Martern seiner Haft erlegen und gestorben ist. Geboren 1856, stammte W. von einer altadeligen polnischen Familie ab. Nach Beendigung seiner Studien in Biola (Podolien) finden wir ihn in St. Petersburg, wo er bei den Unruhen an der technischen Hochschule hervorragenden Antheil nahm. Er wurde infolgedessen von allen Hochschulen Rußlands ausgeschlossen. Jetzt brach er mit seiner ganzen Vergangenheit, schlug Familie und Reichthum und die Aussicht auf eine Zukunft in Glück und Wohlleben in die Schanze für die große Sache des Volkes. Er änderte seinen Namen und machte sich illegal, wie man es in Rußland nennt, trat als Handarbeiter in eine Warschauer Eisengießerei ein und entfaltete eine eifrige Propaganda für den Sozialismus. Er ward Mitglied des Exekutiv Ausschusses der Partei Narodnaja Wolja (Volkswille). Mit einigen gleich glühend begeisterten Freunden gründete er die erste sozialistische Arbeiterorganisation im ehemaligen Königreich Polen. Polizeiliche Verfolgungen zwangen ihn zur Flucht über die Grenze. In Galizien setzte er seine propagandistische Thätigkeit fort, streute dort den ersten Samen des Sozialismus und ward 1879 in den Krakauer Prozeß verwickelt. Dieser Rechtshandel brachte Warynsky eine verhältnismäßig leichte Strafe, lieferte aber zugleich auch den Beweis, daß die Behauptung der polnischen „Patrioten“, Polen sei für den Sozialismus ein unfruchtbarer Boden, nicht zu halten sei.

Aus Oesterreich ausgewiesen begab sich W. nach Genf, wo er das erste polnisch geschriebene sozialistische Blatt herausgeben half. 1882 begegnen wir W. wieder in Warschau, nachdem er zum zweiten Mal seinen Namen gewechselt hat und seine blonden Haare brunn geworden sind. Bei seiner neuen propagandistischen Thätigkeit hatte er besonders harte Kämpfe mit den „Nationalisten“, eine Art Sozialisten, welche vor der Internationalität in Schrecken gerathen. Ein Theil der polnischen Jugend entfremdete sich W. zwar auf diese Weise, gewann aber dafür die Masse der Arbeiter für den Gedanken sozialistischer Organisationen durch sein energisches und zielbewusstes Auftreten. 1883 begann eine neue Reihe von Verfolgungen und Verhaftungen, welche indeß die „unterirdische“ Arbeit keinen Augenblick unterbrechen, die von Erfolg begleitet war. Der Polizeipräsident von Warschau war z. B. gezwungen, infolge einer Proklamation eines Arbeiterkomitees, die inhumane und rohe Verfügung aufzuheben, nach welcher die Arbeiterinnen einer Polizeiaufsicht unterworfen waren. September 1883 wurde Warynsky verhaftet und nach zweijähriger Zellenhaft zu 16 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Der Prozeß gegen die 29 Angeklagten dauerte einen Monat, 8000 Personen waren als Angeklagte, Zeugen und sonstwie dazwischen verwickelt. Die faktische Leitung der Verhandlung lag in der Hand Warynsky's, dessen Intelligenz den Schergen des weißen Jares so sehr imponirte, daß General Gurko z. B. gesagt haben soll: „Solch ein Mann sitzt auf der Anklagebank! — Er hätte das Zeug, Minister zu sein.“ Seit 1885 steckte W. in den Kerkerzellen von Schlüsselburg dahin, dieser schrecklichen Bastille, in welcher etwa fünfzig politische „Verbrecher“ lebendig begraben sind und solche von der „gefährlichsten Sorte“, d. h. die edelsten, hochherzigsten Menschen. Seit der Einlieferung W.'s war keinerlei Nachricht über ihn an seine Freunde gelangt, erst in allerletzter Zeit hat die Kunde von seinem Tode den Weg aus der tiefen Nacht der Schlüsselburg gefunden. Sozialisten aller Länder! Ehre dem Andenken Warynsky's!

Der faule Punkt.

Offiziell weiß bekanntlich Niemand aus der bürgerlichen Gesellschaft von der Prostitution als einer nothwendigen Einrichtung in unserer gegenwärtigen sozialen Organisation; man kennt nur „Mädchen“, „Gefallene“, die man eventuell in einem „Mädchenhaus“ „bessert“. Kommt dann einmal bei irgend einer Gelegenheit die Wirklichkeit zum Vorschein, daß es sich hier nicht um individuelle Schuld und Leichtsinns handelt, sondern um eine soziale Institution, so erhebt sich ein allgemeines Geschrei des Entsetzens, das dann schließlich in den bekannten Ruf nach mehr Polizei ausklingt. So geht es augenblicklich bei Gelegenheit des Sumpfes, den der Prozeß Heinze aufgedeckt hat.

Die Prostitution ist nothwendig, um große Klassen von Frauen zu ernähren: unterbezahlte Arbeiterinnen, momentan Arbeitslose und in Folge des Elends und Schmutzes schon ganz Gesunkene; bei den ersten beiden Arten liefert die Prostitution eine Ergänzung zum Lebensunterhalt und kleidet sich oft nicht in die allergeringsten Formen; bei der dritten ist sie einziger Erwerbssweig.

Von Seiten derjenigen, welche sie benutzen, ist die Prostitution nothwendig, weil sie nicht im Stande sind, zu heirathen, und deshalb eine billigere Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse suchen müssen. Es handelt sich hier hauptsächlich um die jungen Leute der Mittelklassen; die Arbeiter heirathen früh und die oberen Zehntausend halten sich Maitresses. Die Angehörigen der Mittelklassen aber, die später Aussicht auf einen ausreichenden Lebensunterhalt haben, welcher für eine Familie genügt, sind auf die Prostitution angewiesen. Außerdem kommt bei ihnen hinzu, daß die Wirkungen der modernen Produktion, welche auch die weibliche Hausarbeit zum größten Theile werthlos gemacht haben, nicht den Erfolg hatten, daß die dadurch freigewordenen Weiber aus dem Haus gingen und sich selbst mit in diese Produktion thätig einrangirten, sondern daß sie an vollständige Unthätigkeit gewöhnt wurden; so, nachdem sie „Luzusobjekte“ geworden sind, ist es natürlich einem Mann viel schwerer, mit ihnen eine Familie zu gründen, wie wenn sie selbst arbeiteten, und die Anzahl der geschlechtsreifen aber ledigen Männer wird vermehrt.

Betrachtet man individuelle Fälle, so kann man allerdings mit sehr großem Recht sagen, daß unsere modernen Sittlichkeitsbegriffe den Männern gegenüber zu lax sind, und daß man „Befriedigung natürlicher Bedürfnisse“ nennt, was man viel richtiger „Charakterchwäche“ nennen sollte. Aber mit solchen Gesichtspunkten kann man natürlich nicht kommen, wenn man die Sache gesellschaftlich betrachtet, da macht man sich mit solchen Predigten nur lächerlich, wie der amüsante „Männerbund zur Bekämpfung der Unstittlichkeit.“ Wenn man die Dinge gesellschaftlich betrachtet so hat man sie eben zu nehmen, wie sie sind, denn sie sind so, weil sie nicht anders sein können, und sie können nicht anders sein, weil das gesellschaftliche Leben durch eiserne Gesetze bestimmt wird, denen sich nur das Individuum vielleicht einmal widersetzen kann — weil in seinem besonderen Fall andere Gesetze in Frage kommen.

Logik ist nie die Sache von Leuten gewesen, denen sie fatal wird, und die merkwürdige Blindheit der Bourgeoisie auch in diesem Punkt kann uns also nicht wundern. Wenn wir die Sache betrachten, so können wir das aber ganz ohne Furcht und Zagen, und brauchen uns bloß zu hüten, die Sprünge nachzumachen, welche die Bourgeoisie wegen ihres bösen Gewissens vormacht.

Daß in der sozialistischen Gesellschaft die gegenwärtige Prostitution fällt, ist selbstverständlich, denn ihre Ursache fällt. Mit dieser Verströbung auf die Zukunft ist es aber natürlich nicht gethan, sondern man muß auf Mittel denken, ob nicht ihre schädliche Wirkung auch jetzt schon wenigstens beschränkt werden kann.

Die schlimmste dieser schädlichen Wirkungen ist unzweifelhaft die Verbreitung der Syphilis, deren Hauptträgerin ja die Prostitution ist. Gewiß ist das Loos der Unglücklichen, welche dem Jammerleben der Prostituirten anheimfallen, furchtbar, und Jeder, der nur einen Funken von Mitgefühl hat, wird sie bedauern. Aber das ist doch nur eine bestimmte Anzahl von Menschen, welche da leidet. Die Verbreitung der Syphilis ist darum so schrecklich, weil unter ihr das ganze Volk dulden muß.

Man unterschätzt dieses Uebel regelmäßig, weil es nicht so an die Oeffentlichkeit tritt. Gelegentliche seltene Statistiken, etwa von den geschlechtlichen Erkrankungen unter einer bestimmten Anzahl Soldaten, wo am ersten sichere Daten zu erwarten sind, ergiebt dann ein furchtbares Licht über diese Zustände. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das ganze Volk von der entsetzlichen Krankheit durchseucht ist; man darf eben nicht vergessen, daß sie sich noch bei den Nachkommen im zweiten, dritten Grade bemerklich macht; schreiben doch die Aerzte den Umstand, daß sie jetzt nicht mehr so oft in den schweren Formen austritt, gerade dieser Thatsache, der allgemeinen Durchseuchung zu, welche eine gewisse Art von Immunität erzeugt!

Was das für die geistige und körperliche Entwicklung des Volkes für Folgen haben muß, kann man sehen, wenn man ein eingehenderes medizinisches Werk über die Krankheit liest, wo Wahnsinn, Neigung zur Trunksucht, geistige und moralische Verklümmung, schwächliche Körperkonstitution mit der aus ihr folgenden Widerstandslosigkeit gegen andere Krankheiten, namentlich Schwindsucht, als

Folge der Syphilis bis mehrere Glieder hindurch nachgewiesen wird.

Der „Vorwärts“ polemisirte vor einigen Tagen gegen einen Vorschlag der „Böf. Ztg.“, die Prostitution zu kaserniren. Wir können uns mit dieser Polemik durchaus nicht einverstanden erklären, wenn wir auch die von der „Böf. Ztg.“ vorgebrachten Gründe sehr wenig stichhaltig finden. Wenn „anständige Frauen Abends den Straßendirnen begegnen“, so finden wir das ganz gut, wenn diesen hohlen Geschöpfen doch wenigstens zuweilen einmal ein Memento entgegengeschleudert wird, welchen sozialen Untergrund ihre Existenz hat. Aber das sind ja auch nur Redereien. Der Kern der Frage ist: „Kann das Volk durch die Kasernirung der Prostitution vor der Ausbreitung der Syphilis wenigstens einigermaßen geschützt werden?“

Und diese Frage ist entschieden zu bejahen. Natürlich muß damit Hand in Hand eine strenge ärztliche Ueberwachung nicht nur der Mädchen, sondern auch der Besucher gehen, und ein unbarmherziges Ueberführen der Erkrankten in das Hospital, wo sie ihre Krankheit nicht weiter übertragen können. Das ist praktisch durchaus nicht unmöglich — weshalb es doch nicht geschieht, werden wir sogleich sehen.

Man kann einwenden, daß dadurch die unglücklichen Mädchen noch unglücklicher werden. Abgesehen davon, was schließlich schlimmer ist, die Ausbeutung durch Zuhälter, oder die Ausbeutung durch Bordellwirthe — wir meinen, das ist alles eins — hat man sich doch zu fragen: wiegt denn das die Durchseuchung des Volkes auf? Auch die Geisteskranken fühlen sich wohler, wenn sie in Freiheit sind; aber trotzdem hält man sie in Irrenhäusern. Dieser Einwand geht regelmäßig von heuchlerischen Bourgeois aus, von jener Sorte, denen eben die Logik fatal ist. Da wird argumentirt: die Mädchen haben das natürliche Recht, mit sich zu thun, was sie wollen, und wenn sie sich prostituiren, so ist das ihre Sache, und der Staat hat sich nicht weiter darum zu kümmern und sich keine Eingriffe in ihre „individuelle Freiheit“ zu erlauben.

Nun, wir wissen, daß sich die Mädchen nicht prostituiren, weil sie das wollen, sondern weil sie von der Gesellschaft dazu gezwungen werden. Und wir fordern diese verlogene Gesellschaft nun auf: Ihr habt diese Unglücklichen geschaffen, Ihr macht sie nöthig; nun bekennet Euch wenigstens offen dazu und sucht so viel als möglich die schlimmen Folgen zu verhüten. Gewiß, wir verlangen die staatlich beaufsichtigten, die staatlich genehmigten, die staatlich geduldeten, die staatlich konfessionirten Hurenhäuser, weil wir eben keine Veranlassung dazu sehen, den Staat in der Behauptung seiner Heuchelei zu unterstützen.

Uebrigens ist es doch noch sehr die Frage, ob die Prostituirten sich schlechter ständen. Denn durch die Ueberwachung des Besuchs hätten sie doch auch eine gewisse Garantie vor Anstetung.

Von den Gegnern der Kasernirung, und auch vom „Vorwärts“ wird behauptet, daß die Kontrolle in den Bordellen nichts nütze, wie die Erfahrungen bewiesen haben!

Diese Erfahrungen existiren nicht. Leider sind uns augenblicklich keine Bücher zur Hand, wo wir den thatsächlichen Beweis bringen könnten. Das würde auch zu weit führen. Uebrigens muß auch jeder Mensch die sehr einfache Sache einsehen: eine Prostituirte, die gar nicht kontrollirt wird, kann wochenlang mit der Krankheit herumlaufen, ohne daß sie sie beachtet, und in der Zeit kann sie Hunderte von Menschen anstecken, während eine Kontrollirte doch im höchsten Fall jowiel Männer anstecken kann, als sie bis zur nächsten, und wenn hier ihre Krankheit nicht entdeckt wird, bis zur übernächsten Kontrolle besuchen.

Durch eine sorgfältige Untersuchung der Mädchen und der Besucher kann man also die Uebertragung der Krankheit fast ganz verhindern.

Aber, wie schon oben gesagt, das wird nicht geschehen.

Die Gesellschaft wird es nie über sich gewinnen können, durch eine Regulirung der Prostitution die Prostitution als soziale Nothwendigkeit, als nothwendige Folge ihrer Organisation anzuerkennen; sie wird sich immer zu ihr stellen, wie sie sich jetzt stellt; heuchlerisch weist sie jede Verantwortlichkeit von sich ab und bezeichnet diese grauenhaften Zustände als Folge individuellen Verschuldens.

Die Frau und der Sozialismus.

Namentlich die Pfaffen und was zu ihnen gehört, sind es, welche über die Unmoral der Sozialdemokraten betreffs der Ehe und der Weiber zeteren. Zur Erbauung für diese Herrn übersehen wir einen kleinen Artikel von einer Dame, Mary Cameron, welcher wir im „Christian Socialist“ finden. Es ist ja an diesen Ausführungen durchaus nichts Neues und Eigenthümliches, und zuweilen hinkt die Sache auch wohl etwas. Jedenfalls aber können unsere Pfaffen daraus lernen, daß man aus den Lehren des Christenthums auch noch andere Konsequenzen ziehen kann, als sie.

„Die Stellung des Weibes in einem sozialistischen Staat muß ökonomisch vollständig unabhängig sein. In diesem Punkt sind alle Sozialisten einig, aber trotzdem können wir nicht häufig genug die Wichtigkeit der Umgestaltung und ihrer Beschleunigung betonen.

Diese Reform muß der Einführung des Sozialismus vorhergehen, weil keine gesunde Gesellschaftsorganisation

einer Darstellung Zoville's herborgeht, der die Eysen eines großen und kleinen Geschäftes folgendermaßen vergleicht:

| | Großmagazin Kleinbetrieb | 36 1/2 Mill. Frks. 36500 Frks. |
|---|--------------------------|--------------------------------|
| Rieth | 400 000 | 4 000 |
| Instandhaltung, Beleuchtung, Beheizung | 200 000 | 1 000 |
| Direkte Steuern | 100 000 | 500 |
| Löhne | 2 000 000 | 2 000 |
| Diverse Auslagen, Reklame u. dgl. m. | 500 000 | 500 |
| 6 pCt. Interessen für das investierte Kapital | 900 000 | 1 000 |
| Zu erzielender Reingewinn | 900 000 | 6 000 |
| | 5 000 000 | 15 000 |
| Zm Verhältnis zu Umsatz | 13,7 pCt. | 41,1 pCt. |

Die Wirkungen einer so übermächtigen erfolgreichen Konkurrenz haben sich bereits deutlich gezeigt. Die allmähliche Verdrängung des kleinen Handels- und Gewerbestandes durch die Großmagazine hat stellenweise schon das öffentliche Interesse auf sich gelenkt. Boucciant, der Gründer des Bon Marche, äußerte einmal, sein Haus stelle etwa 900 kleinere Läden dar; damals betrug der Umsatz 60 bis 70 Millionen Franks, und mit der Steigerung desselben ist die Zahl der Verdrängten wohl auf 1500-1800 gestiegen. Selbst die kleinen und mittleren Magazine vermögen häufig nicht, der Konkurrenz Widerstand zu leisten. Im Sommer 1890 konstituierte ein Pariser Blatt, daß seit ca. 20 Jahren 110-120 größere Geschäfte der Konkurrenz der Großmagazine unterlegen sind.

Erklärung.

Herr Richard Fischer vom Parteivorstand hat auf dem Parteitag behauptet: „Nun, ich erinnere daran, daß als der „Berliner Börsen-Courier“ über die auf blutrothem Papier gedruckte „Berliner Volks-Tribüne“ schrieb: Dieses Vorgehen sei geradezu provokatorisch, die „Berliner Volks-Tribüne“ in einer Briefkastennotiz bemerkte: Wir kennen die jüdische Rächstenliebe, die dies dem „Börsen-Courier“ inspirirt hat. Alle Welt raunte es sich ins Ohr, daß mit dieser jüdischen Rächstenliebe der Genosse Jakob Bamberger gemeint war, dessen Vornamen Sie, Herr Werner, auf dem vorjährigen Parteitag ganz besonders betonten, um die semitische Abstammung des Genossen hervorzuheben. Wenige Tage darauf nannte der konservativ-antifeminitische „Reichsbote“ den Namen Bambergers, die „Berliner Volks-Tribüne“ hätte sich aber in Schweigen. Ich kann nicht anders als das Verhalten der „Volks-Tribüne“ als eine hühnerhafte Niedertracht zu bezeichnen.“

Ich habe an den Parteitag eine Verichtigung geschickt, daß ich mich damals nicht in Schweigen gehalten habe, sondern auf der Redaktion des „Vorwärts“ erklärt habe, Bamberger sei nicht gemeint. Diese Erklärung hat der „Vorwärts“ dann in einer Erwiderung an den Reichsbote veröffentlicht.

Zuerst nahm ich natürlich an, daß Herr Fischer seine Behauptung in Unkenntnis dieses Umstandes aufgestellt habe. Da er aber die eingegangene Verichtigung nicht veröffentlicht hat, so qualifizirt sich sein Vorgehen als bewusste Verläumdung. Was für ein Individuum dieser Verläumder Fischer vom Parteivorstand im Uebrigen ist, geht aus folgender Äußerung von ihm auf dem Parteitag hervor:

„Meinen Beweisen von gestern für Ihre Verbindung mit Anarchisten sage ich hinzu: Die „Volks-Tribüne“ hat Kummern der „Autonomie“ — diese Behauptung nahm Redner, da Kuer ihn über das Schwalgen einer Verwechslung hierbei informirte, sofort zurück — beigelegt.“

Der pp. Fischer nahm allerdings die Denunziation, daß die „Volks-Tribüne“ die „Autonomie“ vertrieben habe, zurück, weil er damit eine objektive Unwahrheit behauptet hatte. An ihm hat es aber nicht gelegen, daß die Denunziation nicht Erfolg hatte. In dem Augenblick, als er sagte: Die „Volks-Tribüne“ legt das Blatt bei, glaubte er es auch. Er befindet sich etwa in der Lage eines Diebes, der einbricht, aber zufällig nichts zu stehlen findet. Einen solchen Kerl wird man immer als Dieb bezeichnen, und so ist auch der pp. Fischer vom Parteivorstand als ein ehloser und schurkenhafter Denunziant zu bezeichnen.

Paul Ernst.

Berichtigung.

Berantlaßt durch eine unrichtige Behauptung des Abg. Grillenberger schickten wir folgende Berichtigung dem Parteitag zu:

Zu der Nachmittags-Sitzung vom 15. Oktober stellte der Abg. Grillenberger die Behauptung auf, die Flugblätter der Berliner Opposition wären prompt von der „Berl. Volks-Tribüne“ verschickt worden. Bei der Untersuchung dieser Sache durch die Berliner Press-Kommission behauptete der Expedient des Blattes, aus eigener Initiative keine Flugblätter verschickt zu haben. Selbstverständlich kann nicht in Betracht kommen, wenn der Betreffende auf ausdrücklichen Wunsch von Parteigenossen diesen einige Exemplare zusandte.

Die Behauptung beruht also wahrscheinlich auf einem Irrthum des Abg. Grillenberger oder auf einer falschen Mittheilung, und ersuchen wir, diese Verichtigung der betr. Äußerung dem Parteitag mitzutheilen.

Als Beweis, daß dergl. Wünsche an die Expedition gerichtet sind, senden wir einige Karten mit.

Wir ersuchen gleichzeitig, in Zukunft dergleichen Beschwerden, ehe sie auf dem Parteitag veröffentlicht werden, der Berliner Press-Kommission als kompetenten Beschwerde-Kommission zu unterbreiten.

Die Berliner Press-Kommission.

Große öffentliche Volks-Versammlung

am Sonntag, den 25. Oktober 1891, Vormittags 10 Uhr, im „Eiskeller“, Chausseestraße (hinterer Saal).

Tages-Ordnung:

1. Berichterstattung der Delegirten vom Erfurter Parteitag.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vertrauensmann.

Meerscham-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: Portraits bewährter sozialistischer Führer (Kassalle, Marx u. A.), in Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlipshadern, Mandarthenknöpfen, Stöcken und Brochen, Güten. en gros, en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Adolph Kehr.

Genossen empfehle mein Hutgeschäft. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Hutmacher angenommen haben. Köpenickerstraße 126.

Den Parteigenossen empfehlen wir zur Anschaffung
unser
Neue Gesamt-Ausgabe:

Ferd. Lassalle's Reden und Schriften

in 40-50 Hefen à 3 Bogen zum Preise von 20 Pfg. pro Heft.

Herausgegeben
im Auftrage des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands
von Eduard Bernstein, London.
Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt in Berlin SW.

Gratweil'sche Bierhallen

77-79. Kommandantenstrasse 77-79.
Heute sowie täglich:
Aufstehen der
Hamburger Gaudebrüder
Konzert- und Koppelstänger.

Anfang Wochentags 7 1/2 Uhr, Sonntags 6 Uhr.
Entree: Wochentags 10 Pf., Sonntags 25 Pf.

Empfehle meinen berühmten Mittagstisch à la Duval. 3 Regalbahnen, 6 Billards, 2 Säle.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich
Kottbusser Damm 2-3
ein
Weiß- und Bairischbier-Lokal
eröffnet habe.
Zimmer mit Piano steht zur Verfügung.
Richard Niemetschek.

Allen Parteigenossen empfehle mein neu eingerichtetes
Weiß- und Bairischbier-Lokal.
Ferd. Hoffmann
Waldem rstr. 61

Wichtig für den Nord-Bezirk!

Chausseestraße 83
gegenüber der Viefenstraße.

Freunden und Genossen bringe mein
Schuhwaaren-Geschäft
in freundliche Erinnerung. Größte Auswahl.
Zeitgemäße Preise.
Keine Duhendwaare. Keine Bazarwaare.
Hilfschube.
Elegante Stiefel. Starke Arbeitsstiefel.
O. Fäse, Chausseestr. 83.

Empfehle Freunden und Genossen meine
Zeitungs-Spedition.
Lieferung sämtlicher Arbeiterliteratur.
C. Marzahn, Wiesenstr. 14,
Zeitungs-Spedition und Buchhandlung.

Schmerzloses Zahnziehen,
Zahnschmerz beseitigen, Plombiren, Ein-
setzen künstlicher Zähne auch Theilzahlung
F. Mangelsdorf, Rosenthaler-
straße 18.

Achtung!

Genossen, welche gewillt sind, dem Les- und Diskussions-Klub „Gerechtigkeit“ beizutreten, können sich jeden Donnerstag Abend beim Genossen Hoffmann, Waldem rstraße 61 (Restaurant) melden.

Erklärung.

Die Vorgänge in Erfurt veranlaßten mich, aus der Organisation der sozialdemokratischen Partei auszuschiden. Ich halte es für gut, die Konsequenzen meines Vorgehens selbst zu tragen und nicht Andere mit mir darunter leiden zu lassen. Ich erkläre deshalb hierdurch meinen Austritt aus der Firma Maurer, Werner & Co. Gleichzeitig spreche ich allen Freunden und Gesinnungsgenossen, die mich bisher in so reichem Maße durch Aufträge unterstützt haben, meinen Dank aus mit der Bitte, das Vertrauen, welches sie mir bisher entgegenbrachten, gütigst auf die Firma Maurer & Dimmick zu übertragen.

Berlin, den 21. Oktober 1891.

Wilhelm Werner, Buchdrucker.

Im Anschluß an vorstehende Erklärung theilen wir allen Parteigenossen ergebenst mit, daß wir bis zum 1. November d. J. das Geschäft unter der alten Firma und von da ab unter der Firma

Buchdruckerei von Maurer & Dimmick

weiterführen werden.

Wir versprechen gute und schnelle Lieferung aller uns übertragener Druckarbeiten und bitten alle Parteigenossen, das uns bisher geschenkte Vertrauen auch für die Zukunft bewahren zu wollen.

Hochachtungsvoll
Maurer & Dimmick.

Fachverein der Tapezierer.

Versammlung

am Montag, 26. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstraße 75.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag.
2. Diskussion.
3. Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes.

Alle Mitglieder haben Zutritt.
Sämmtliche Mitglieder sind hiermit eingeladen.
Der Vorstand.

Jede Uhr

zu repariren und reinigen kostet bei mir unter Garantie des Gutgehens nur 1 Mk. 50 Pfg., außer Bruch, kleine Reparaturen billiger. Neue Feder einsetzen 1 Mk. Empfehle silb. Zylinder-Uhren von 6, 7 u. 8 Mk., silb. Remontoir-Uhren von 13, 14 u. 15 Mk., gold. Damen-Uhren von 18 Mk. an, Regulatoren von 10 Mk. an. Gr. Pag. v. Nickel, Talmi- u. Gold-Doubletten.

R. Kionka, Oranienstrasse 35,
bei der Adalbertstraße.

Empfehle und versendet die
Cravatten-Fabrik
von
Carl Wesch
in Crefeld.

An Orte, wo sich keine Verkaufsstelle meiner Waare befindet, liefere ich auch an Private.

Man verlange Muster sendungen von 3 5 und 10 Mark.

Dieselben werden, wenn nicht con-
denirend, zurückgenommen oder umge-
tauscht.

Versandt nur franko gegen Nach-
nahme.
NB. Ersuche die Besteller ihre Adresse
genau und deutlich anzugeben.

Empfehle Freunden und Genossen mein re-
haltiges Lager von

Cigarren u. Tabak.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins
und der Gärtnerei-Hilfskasse. Haupt-Agentur der
Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 15

Hut-Fabrik

1. Geschäft: Glöcherstraße 11,
2. Geschäft: Dresdenerstraße 123 (zwischen
Oranienplatz und Kottbusser Thor).

Wilhelm Böhm.

Sämmtliche Hüte mit Kontrollmarken. Gr.
Lager in Zehrmann und Hilfschuben.

Der Arbeits-Nachweis

des
Fachvereins der Musik-
Instrumenten-Arbeiter

befindet sich Hannstraße 78 im Restaurant
Rohr. Die Adressen-Ausgabe findet jeden
Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vor-
mittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mit-
glieder, wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich
statt. — Die Bibliothek ist geöffnet jeden Mit-
woch-Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags
Vormittags von 9-11 1/2 Uhr.

Cigarren eigener Fabrik

von Heinr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143.
Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Empfehle den Parteigenossen meine
Cigarren eigener Fabrik
aus rein amerik. Tabak, 25 Cigarr. 1 Mk.
Tabak und Cigaretten.
Julius Ulbrich,
Schalitzerstraße 41, nahe Kaufgertpl.

Immer mehr!

Allüberall Geschrei nach Brot,
Som Atlas bis Archangel!
In ganz Europa Hungerstoth,
Im halben bittren Mangel!
Die Scheuern leer, die Steuern schwer,
Die Ernten schlecht gerathen —
Doch immer mehr, und immer mehr,
Und immer mehr Soldaten!

Geld her für Pulver und für Blei!
Für Reiter und für Kessel!
Chassepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geschosse!
Dem Kaiser Geld, dem Papste Geld!
Nur immer frisch von hinten
Beladen, denn der Lauf der Welt
hängt ab vom Lauf der Hinten!

Herwegh.

Was sollen wir also thun!

Donk Graf Reoff, Dostoi. Deutsch von August Scholz.

XV.

Ich begann die Sache noch von einer dritten, nämlich der rein persönlichen Seite zu betrachten. In der Zahl der Erscheinungen, die mir während der Zeit meiner wohlthätigeren Wirksamkeit ganz besonders aufgefallen waren, befand sich auch eine sehr seltsame, für die ich lange keine Erklärung finden konnte. Folgendes ist der Sachverhalt: Jedesmal, wenn ich auf der Straße oder bei mir zu Hause einem Armen, ohne ein Gespräch mit ihm zu beginnen, irgend eine Kleinigkeit gab, dann sah ich, oder glaubte ich wenigstens zu sehen, daß das Gesicht desselben Befriedigung und Dankbarkeit ausdrückte, und ich selbst hatte bei dieser Art von Wohlthätigkeit ein angenehmes Gefühl. Ich sah, daß ich das gethan hatte, was jener Mensch gewünscht und von mir erwartet hatte. Wenn ich jedoch bei dem Armen stehen blieb und ihn mit Theilnahme über sein früheres und gegenwärtiges Leben ausfragte, dann fühlte ich, daß ich nicht mehr drei oder zwanzig Kopeken geben durfte, und ich begann in meinem Geldbeutel zu suchen, im Zweifel, wieviel ich geben sollte, und obgleich ich in solchen Fällen immer mehr gab, als sonst, so sah ich doch jedesmal, daß der Arme unzufrieden von mir wegging. Trat ich in einen noch näheren Verkehr mit den Armen, so wuchs mein Zweifel darüber, wieviel ich geben sollte, noch mehr, und wieviel ich auch immer geben mochte — der Arme ging noch finsterner und unzufriedener davon. Ich konnte es geradezu als allgemeine Regel aufstellen, daß, wenn ich bei einer Annäherung an einen Armen drei Rubel oder mehr gegeben hatte, ich fast jedesmal eine finstere und unzufriedene Miene, ja sogar einen Ausdruck des Hasses auf dem Gesichte des Armen beobachtet konnte, und daß, wenn ich einmal sogar zehn Rubel gab, er ohne ein Wort des Dankes, als ob ich ihm eine Beleidigung zugefügt hätte, davonging. Ich selbst aber empfand in solchen Fällen stets ein peinliches Gefühl, etwas wie Scham, und ich hatte stets eine Art Schuldgefühl. Wenn ich mich gar ganze Wochen, Monate und Jahre lang mit einem Armen abgab, ihm half, wo ich konnte, ihm Rathschläge ertheilte und ihm überhaupt menschlich nahe trat, dann wurden meine Beziehungen zu ihm für mich geradezu eine Qual, ich sah, daß der Arme mich einfach verachtete. Ich fühlte jedoch, daß er ein Recht dazu hatte.

Wenn ich auf der Straße einhergehe und ein Armer, desselben Weges kommend, mich wie jeden andern Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden um drei Kopeken bittet, und wenn ich ihm diese drei Kopeken gebe, so bin ich einfach ein Vorübergehender, der ihm einen Faden zu dem Hemde reicht, aus dem die Armut ihr Hemd webt; er will nicht mehr als diesen einen Faden, und wenn ich ihm denselben reiche, so segnet er mich von Herzen. Wenn ich jedoch bei ihm stehen blieb und mit ihm als Menschen ein Gespräch begann, so habe ich ihm damit gezeigt, daß ich für ihn mehr sein will, als ein Vorübergehender. Wenn er gar, wie das öfter geschehen ist, vor mir gewinkt und mir seinen Kummer erzählt hat, so sieht er in mir nicht mehr einen Vorübergehenden, sondern das, wovon ich wünsche, daß er es in mir sehe, nämlich einen guten Menschen.

Bin ich wirklich ein so guter Mensch, dann darf meine Güte weder bei einem Zwanzigkopfenstück, noch bei zehn Rubeln, noch bei zehn Tausenden stehen bleiben. Man kann nicht nur so ein klein wenig ein guter Mensch sein. Angenommen, ich habe für ihn sehr viel gethan, ich habe ihn wieder zum Menschen gemacht, ihn eingeleidet und auf seine eigenen Füße gestellt, so daß er ohne fremde Hilfe hätte leben können — infolge eines Unglücks jedoch, oder infolge seiner Schwäche, ja selbst seiner Lasterhaftigkeit ist ihm jener Paletot, jene Wäsche und jenes Geld, das ich ihm gegeben habe, abhanden gekommen, und er kommt hungrig und erfroren zu mir — wie käme ich wohl dazu, ihn diesmal abzuweisen? Wenn der Beweggrund meiner Thätigkeit nur der war, ein bestimmtes, materielles Ziel zu erreichen, ihm so und so viel Rubel oder den und den Paletot zu geben, dann kann ich mich dabei beruhigen, ihm einfach diese Dinge gegeben zu haben; aber nicht

das ist der Beweggrund meines Thuns, vielmehr ist dieser Beweggrund der, daß ich ein guter Mensch sein, d. h. in jedem anderen Menschen mich sehen will.

So und nicht anders sahte ein jeder Mensch das Wesen der Güte auf. Mag er daher auch zwanzigmal das Vertrauen haben, was ihr ihm gegeben, mag er immer wieder hungrig und erfroren zu euch kommen — wenn ihr euch für gute Menschen haltet, müßt ihr ihm immer und immer geben, dürft ihr niemals aufhören ihm zu geben, sofern ihr mehr besitzt als er. Zieht ihr eure Hand von ihm zurück, so beweist ihr dann nur, daß ihr alles, was ihr gethan habt, nicht deshalb gethan habt, weil ihr gute Menschen seid, sondern weil ihr euch vor den Leuten, namentlich vor ihm, dem Armen, als gute Menschen hinstellen wollt.

Es ist mir mehrfach begegnet, daß ich meine Hand von solchen Menschen zurückgezogen habe, daß ich aufhörte, ihnen zu geben, mich damit vom Guten löstigte und nachträglich jenes qualende Schamgefühl empfand.

Worauf gründete sich dieses Schamgefühl? Ich habe dasselbe sowohl im Njapinschen Hause, als auch gelegentlich meiner Besuche bei den städtischen Armen, als auch theils vorher, theils nachher auf dem Dorfe empfunden, wenn ich die Armen mit Geld oder andern Dingen unterstützte.

Ein Vorfall, der mir vor kurzer Zeit begegnet ist, hat mich über das Wesen jenes Gefühls aufgeklärt.

Es war auf dem Dorfe. Ich brauchte zwanzig Kopeken, um sie einem frommen Pilger zu geben, und schickte, da ich kein Kleingeld hatte, meinen Sohn weg, damit er von irgend jemandem zwanzig Kopeken entleihe. Er brachte dem Pilger ein Zwanzigkopfenstück und sagte mir, daß er es von dem Koch geliehen habe. Einige Tage darauf kamen wieder ein paar Pilger, und ich brauchte wiederum Kleingeld, während ich nur einen Rubel hatte. Ich erinnerte mich, daß ich dem Koch noch die zwanzig Kopeken schuldete, und ging, in der Hoffnung, daß er noch mehr Kleingeld haben würde, in die Küche.

„Ich habe von Euch zwanzig Kopeken geborgt, das ist ein Rubel.“ sagte ich zu dem Koch.

Noch hatte ich nicht ausgesprochen, als er auch schon seine Frau aus dem Nebenzimmer herbeirief.

„Parascha,“ sagte er, nimm ihn.“

Ich glaubte, sie habe verstanden, daß ich für den Rest Kleingeld haben wollte, und gab ihr den Rubel. Ich fügte hinzu, daß der Koch erst seit acht Tagen bei uns war, und daß ich seine Frau zwar schon gesehen, jedoch noch niemals mit ihr gesprochen hatte. Eben wollte ich ausdrücklich hinzusetzen, daß sie mir für den Rest Kleingeld herausgeben sollte, als sie sich rasch zu meiner Hand niederbeugte, um dieselbe zu küssen, indem sie offenbar annahm, daß ich ihr den Rest des Rubels schenken wollte. Ich brumpte etwas vor mich hin und verließ die Küche. Ich empfand ein so qualvolles Schamgefühl, wie ich es schon lange nicht kennen gelernt hatte. Ich krümmte mich förmlich, schüttelte Grimassen und stöhnte vor Scham, als ich die Küche verließ. Dieses unerwartete und, wie ich glaubte, unverdiente Schamgefühl machte mich namentlich deshalb so betroffen, weil ich etwas Ähnliches schon lange nicht empfunden hatte, und weil ich als alter Mann doch ein solches Leben zu führen meinte, daß mir eine solche Beschämung erspart bleiben konnte. Ich war in der That wie vor den Kopf gestoßen; ich erzählte den Vorfall meinen Hausgenossen und Bekannten, und sie gaben mir alle zu, daß auch sie etwas Ähnliches empfunden haben würden. Und ich begann darüber nachzudenken, worin eigentlich jenes Schamgefühl begründet sein konnte. Die Antwort auf die Frage gab mir ein Vorfall, der mir eines Tages in Moskau begegnet war.

Ich vertiefte mich in jenen Vorfall, und indem ich das Charakteristische desselben begriff, gelangte ich auch zum Verständniß jenes Schamgefühls, das ich der Frau des Kochs gegenüber empfunden hatte, das ich auch in Moskau zur Zeit meiner wohlthätigeren Wirksamkeit erfahren hatte, und das ich auch jetzt noch jedesmal empfinde, wenn ich den Armen irgend etwas gebe, abgesehen von jenem kleinen Almosen, welches ich den Bettlern und Pilgern zu geben gewohnt bin — welches ich indessen nicht als Sache der Wohlthätigkeit, sondern als einfache Höflichkeitssache betrachte. Wenn ein Mensch mich um Feuer bittet, dann bin ich verpflichtet, ihm ein Bündel Holz anzusteden, sofern ich eins habe. Wenn ein Mensch mich um drei oder zwanzig Kopeken oder selbst um ein paar Rubel bittet, so muß ich ihm sie geben, wenn ich sie habe. Das ist die Sache der Höflichkeit, nicht der Wohlthätigkeit.

Den Vorfall, von dem ich rede, trug sich folgendermaßen zu. Ich sprach bereits von jenen beiden Arbeitern, mit denen ich vor drei Jahren auf den Sperlingsbergen Holz sägte. Eines Abends, an einem Sonnabend, ging ich mit ihnen zusammen nach der Stadt. Sie waren auf dem Wege zu ihrem Brothhern, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen. Als wir auf die Dragomilowski'sche Brücke kamen, begegneten wir einem alten Mann, der um ein Almosen bat. Ich gab ihm zwanzig Kopeken und dachte bei mir, daß meine Freigebigkeit auf Semjon mit dem ich mich gerade über Dinge der Frömmigkeit unterhielt, einen guten Eindruck machen müsse. Semjon,

dieses Bäuerlein aus Wladimir, das in Moskau eine Frau und zwei Kinder hatte, blieb gleichfalls stehen, lehrte den Schoof seines Kastans um und zog seinen Geldbeutel heraus. Er suchte in demselben, nahm ein Dreikopfenstück, gab es dem Alten und bat ihn, zwei Kopeken herauszugeben. Dieser aber zeigte ihm auf offener Hand zwei Dreikopfenstücke und eine einzelne Kopeke — er konnte ihm die zwei Kopeken nicht geben. Semjon sah hin und wollte die Kopeke nehmen, begann sich jedoch eines anderen, nahm seine Mütze ab, bekreuzte sich und ging weiter, indem er dem Alten die drei Kopeken ließ.

Ich kannte Semjons Verhältnisse ganz genau. Er besaß nicht das Geringste außer den 6 Rubel 50 Kopeken, die er bis zu jenem Tage erspart hatte. Diese 6 Rubel 50 Kopeken waren sein ganzer Reichthum. Mein Vermögen belief sich auf annähernd 600 000 Rubel. Ich hatte eine Frau und Kinder, und auch Semjon hatte eine Frau und Kinder. Er war jünger als ich und hatte weniger Kinder; aber seine Kinder waren klein, während von meinen Kindern bereits zwei in arbeitsfähigem Alter standen, so daß, abgesehen von unserem Vermögen, wir uns etwa in gleicher Lage befanden, ja sogar meine Lage eher etwas günstiger war. Er hatte drei Kopeken gegeben, ich zwanzig; was hatte nun er, und was hatte ich gegeben? Was hätte ich geben müssen, um dasselbe zu thun, was Semjon gethan hatte? Er besaß 600 Kopeken, von diesen hatte er zuerst eine und dann noch zwei gegeben. Ich besaß 600 000 Rubel; um nun im Verhältniß dasselbe zu geben wie Semjon, hätte ich 3000 Rubel geben und 2000 zurückerbitten müssen, und wenn der Alte diese nicht geben konnte, so hätte ich auch die 2000 ihm lassen, ein Kreuz schlagen und weitergehen müssen, indem ich ruhig wieder unser Gespräch über das Leben der Fabrikarbeiter und die Preise der Wurstwaren auf dem Smolensker Markte aufgenommen hätte.

Ich dachte schon damals über die Sache nach; aber erst lange nachher war ich im Stande, aus diesem Vorfall den Schluß zu ziehen, der unerbittlich aus demselben folgt. Dieser Schluß ist scheinbar so ungewöhnlich und seltsam, daß man trotz seiner mathematischen Richtigkeit Zeit braucht, um sich an ihn zu gewöhnen. Man ist stets geneigt, einen Fehler in demselben zu wittern, doch ist kein Fehler darin enthalten, und nur die Finsterniß des Irrthums, in dem wir befangen sind, läßt uns die Richtigkeit jenes Schlusses nicht einsehen.

Dieser Schluß erklärte mir, als ich zu ihm gelangt war und ihn als unangreifbar erkannt hatte, jenes Gefühl der Scham, das ich der Frau des Kochs sowie all den Armen gegenüber empfand, denen ich Geld gab oder noch gebe.

In der That, was ist jenes Geld, das ich den Armen gebe oder das ich, wie die Frau des Kochs annahm, dieser geben wollte? Es ist zumeist ein so geringer Bruchtheil meines Vermögens, daß es in seinem Bruchwerth weder dem guten Semjon, noch der Frau des Kochs verständlich zu machen ist — ein Millionenstel gewöhnlich oder etwas in dieser Höhe. Ich gebe so wenig, daß ich die Gabe niemals als Einbuße empfinden kann; es ist für mich vielmehr nur eine Belustigung, der ich mich widme, wie und wann es mir gerade paßt. Und genau so hatte mich auch die Frau des Kochs verstanden. Wenn ich jemandem, der von der Straße zu mir hereinkam, einen Rubel oder zwanzig Kopeken gab, weshalb sollte ich da nicht auch ihr einen Rubel geben? Der Frau des Kochs erscheint die Vertheilung von Geld in ganz demselben Lichte, wie das Werfen mit Pfefferkuchen, mit dem manche Herren sich selbst und das Volk belustigen. Es ist das eben ein Zeitvertreib für Herren, die viel überflüssiges Geld haben. Und mein Schamgefühl hat darin seinen Grund, daß die Frau des Kochs mich irrtümlicherweise für einen solchen Narren hielt, der sein überflüssiges, nicht selbst erarbeitetes Geld zum Fenster hinauswirft. Sie zeigte mir damit zugleich, welches Urtheil sie, wie alle armen Leute, über solche Narren hatte.

Und in der That, welcher Art ist denn eigentlich mein Geld, und wie bin ich zu demselben gekommen? Einen Theil desselben habe ich für den Grund und Boden erhalten, den ich von meinem Vater geerbt habe. Der Bauer hat sein letztes Schaf, seine letzte Kuh verkauft, um dieses Geld an mich zu bezahlen. Ein anderer Theil meines Vermögens besteht aus den Summen, die ich für meine Dichtungen, für meine Bücher bekommen habe. Wenn meine Bücher schädlich sind, so verführte ich durch dieselben diejenigen, welche sie kaufen, zum Bösen, und das Geld, welches ich für diese Bücher erhalte, ist auf schlechte Art erworben. Sind dagegen meine Bücher den Leuten nützlich, so erscheint die Sache noch schlimmer: ich gebe sie denen, welche sie gebrauchen können, nicht ohne Weiteres, sondern ich sage: „Gebt mir siebzehn Rubel, dann will ich sie Euch geben.“ Und wie dort der Bauer sein letztes Schaf verkauft, so versagt sich hier der arme Student und Lehrer und noch mancher andere Arme das Nothwendigste, um mir das Geld zu geben.

Und so habe ich eine Menge solchen Geldes zusammengehäuft, und was thue ich nun damit? Ich bringe dieses Geld nach der Stadt und gebe es hier den Armen unter der Bedingung, daß sie alle meine Lannen erfüllen,

